

Roger Scruton, *Green Philosophy. How to Think Seriously about the Planet*, London: Atlantic Books 2012, 304 S., ISBN 978-1-848-87076-5.

Flutkatastrophen, Artensterben, die Ausräumung der Landschaft, die Vermüllung der Meere, globale Armut und Hungersnöte, Protestmärsche gegen Atomkraft und gegen die Veränderung des Stadtbildes, die zunehmende Forderung nach ethisch korrektem Verhalten bei der Kleidung oder beim Essen – die Nachrichten und Tendenzen, die uns als Gesellschaft derzeit beschäftigen, weisen in zwei bestimmte Richtungen: Zum einen decken im Großen Klimadebatte, Diskussionen und Filme über Armut oder Landwirtschaft (wie zuletzt *Good Food, Bad Food*) die Bedingungen und negativen Folgen der Globalisierung auf. Zum anderen scheint sich aber im Kleinen eine zunehmende Sehnsucht breit zu machen, inmitten dieser immer komplexer werdenden Struktur Orientierung zu finden und lokal Verantwortung zu übernehmen.

Eine der zentralen Fragen dabei lautet: Was lässt sich gegen den Niedergang der Natur tun? Von wo aus könnte uns Rettung zuwachsen? Eine Antwort kommt hier aus einer ungewöhnlichen Ecke: Heimat und Heimatschutz lautet nämlich das ethische Konzept, das in jüngster Zeit einen Aufschwung in der Philosophie zu erleben scheint. Der englische Philosoph Roger Scruton hat sich ihm in seinem neuen Buch *Green Philosophy* verschrieben. Um die Natur zu retten, sollten wir auf internationale Abkommen mit China oder Indien lieber nicht setzen, schreibt er. Auch nicht auf immer mehr Marktregulierung etwa durch die EU. Und ebenso wenig auf die neue Ökoethik. Stattdessen sollten wir uns auf die Natur als unsere Heimat zurückbesinnen.

Scrutons Buch ist ein Plädoyer für eine wieder zu erweckende Heimatliebe. Zurück zur Natur heißt für Scruton erst einmal: zurück nach Hause. Das ist zum Teil ungewöhnlich und aufrüttelnd, zum Teil gnadenlos konservativ, was bei dem umstrittenen Philosophen, der Bücher mit provokanten Titeln wie „Immigration, Multiculturalism and the Need to Defend the Nation State“ geschrieben hat, nicht anders zu erwarten war. Dennoch wartet er in seiner Studie mit bemerkenswerten Analysen und Thesen auf.

Internationale Abkommen taugen nach Scruton nur etwas, wenn sie bindend sind, bindend seien aber nur die Unterschriften von Oberhäuptern aus Rechtsstaaten. Die reichen Eliten, die „natürliche Staaten“ wie China in raschem Wechsel mit Repression und Korruption regierten, stünden jedoch über dem Recht. Ihre Unterschrift sei daher nicht viel wert. Statt alle Mühe und Hoffnung in interna-

tionale Abkommen zu investieren, sollte lieber eine „Koalition der Willigen“ mit gutem Beispiel vorausgehen und vor allem die Forschung nach alternativen Energien vorantreiben.

Und der Markt regelt sich nach Scruton zwar nicht ganz von selbst – die realen Kosten, welche die Güterherstellung und -nutzung für die Natur und die zukünftigen Generationen verursachen, müssten zum Beispiel durch eine Kohlenstoffsteuer internalisiert werden. Aber der Markt mit seiner Konsumentenautonomie und seinen Feedbackmechanismen regelt vieles besser als die demokratisch nicht legitimierten und nicht abwählbaren, von Lobbyisten bedrängten, kurzsichtigen und risikoscheuen EU-Bürokraten. Mit ihren übertriebenen Sicherheits- und Gesundheitsvorschriften und ihrer falschen Subventionspolitik unterstütze die EU das große Agrobusiness und die Supermärkte und treibe die kleinen Bauernhöfe und Unternehmen in den Ruin.

Und der dritte Hoffnungsträger, die neue „wholier than thou“ Ökoethik, die Tieren, Pflanzen, Ökosystemen und der Erde im Ganzen (Gaia) Eigenwerte- und -rechte einräumen will, beruhigt nach Scruton mit ihrem ökopuristischen Kreuzzug gegen das gute menschliche Leben nur unser sensibles moralisches Gewissen.

Was Scruton zufolge dagegen Rettung bringen könnte, ist die Rückkehr aus Internationalismus, „top-down“-Regulierung und Moralismus nach Hause, ist das lokale Engagement der Bürger und Bürgerinnen für die Bewahrung ihrer Heimat aus Heimatgefühl oder „Oikophila“. Allein diesem in unserer Instinktnatur verwurzelten und verantwortungsethisch auszubauenden Motiv der Heimatliebe traut Scruton den so nötigen Spagat zur Zukunft und zur Vergangenheit zu: Die Eigenart unserer heimatlichen Kulturlandschaft schützten wir nämlich nicht nur aus Egoismus (wie die liberale Variante des Heimatschutzes es sieht), sondern auch aus *Pietät* (das ist die von Scruton unter Rückgriff auf Burke und Hegel eingebrachte konservative Variante), also aus Dankbarkeit für das, was unsere Verfahren aufgebaut haben, und aus Vorsorge für das Leben unserer Kinder und Kindeskinde. Unser übersubjektiver Sinn für das Schöne helfe uns beim Aufbau und Erhalt einer liebenswerten, geteilten Heimat.

Als eindrückliches Beispiel für ein Land des erfolgreichen „bottom-up“-Naturschutzes dient Scruton sein Heimatland. Obwohl *England* das

Land mit der zweitgrößten Bevölkerungsdichte in Europa sei, habe es bislang seine wunderbare Hecken- und Parklandschaft vor dem Zugriff des gierigen Big Business und des regulierenden Staates weitgehend bewahren können. Dies dank der Arbeit unzähliger Freiwilliger in Bürgervereinigungen wie dem National Trust oder dem Women's Institute.

Scruton will Naturschutz auf der rechten politischen Agenda sehen. Das Thema müsse der Linken entrissen werden, die in reformerischem, von Sozialneid getriebenem Eifer, einem oikophoben Universalismus und einer risikoscheuen Ablehnung des Marktes immer gleich nach dem Staat oder nach internationalen Agenten ruft. Das Thema gehöre in die Hände der Rechten, in die Hände derer, die für gewachsene Traditionen, Frieden und Freiheit eintreten.

Da hätte man sich als Leser freilich weniger Einseitigkeit gewünscht. Es gibt immerhin einen linken Kommunitarismus etwa bei Michael Walzer oder Avishai Margalit, der ein gutes Auge hat für den identitätsstiftenden Wert von Heimat und der, anders als Scrutons rechter Kommunitarismus, auch die Ungerechtigkeit in gewachsenen Traditionen thematisiert. Und es gibt etwa in der Utopie einer sozialen Marktwirtschaft bei Friedrich Kambartel eine linke Kritik an der im Kapitalismus angelegten Jagd nach der Rendite, an der ständigen Surplussmacherei, die eine tiefere Kritik an der Gier des Big Business erlaubt als Scrutons zwar richtige, aber oberflächliche Forderung nach der Internalisierung externalisierter Kosten. Auch Scrutons Schelte der ökologischen Ethik überzeugt nur teilweise. Die philosophische Diskussion von Werten und Eigenwerten in der Natur hat einiges an Klärung gebracht und differenziert sinnvollerweise, was Scruton alles in das eine Motiv der *Oikophilia* zusammenpackt. Die ökoethische Diskussion differenziert zum ersten zwischen *moralischen* Gründen, etwa gegen Tierquälerei, und *eudaimonistischen* Gründen, etwa ästhetischer oder identitätsstiftender Art, zum zweiten zwischen gu-

ten *Gründen* und bloßen *Motiven* und zum dritten zwischen *guten Gründen und Motiven* auf der einen Seite und *politischen Strategien* auf der anderen. Scrutons *Oikophilia* ist alles in einem. Dadurch gewinnt das Buch an Zugkraft. Aber die Gefahr ist, dass es Menschen, die politisch anders gesinnt sind als Scruton, nicht erreicht.

Und das wäre schade. Denn man muss Scrutons politische Position nicht teilen, um diesem eminent lesbaren, klugen und unbequemen Buch etwas abzugewinnen zu können. Der Sprachwitz, mit dem Scruton für „local warming“ und gegen „global alarming“ wirbt, amüsiert und befreit, zumal er die Warnung vor übermäßigem Klimaalarmismus mit Fakten zum Klimawandel untermauert. Unsere Angst vor dem, was da kommen mag, weiß Scruton auch noch dadurch in ihre Schranken zu verweisen, dass er daran erinnert, was in den letzten Jahrzehnten so alles an Katastrophen prognostiziert wurde, etwa die einer neuen Eiszeit, und dadurch dass er auf andere drohende und leichter abwendbare Gefahren hinweist, wie die Vermüllung von Wasser und Boden mit Plastik, den Verlust an Biodiversität und die Entstehung neuer Epidemien.

In diesem Buch spricht kein Fachidiot zu uns, sondern ein engagierter Humanist. Es spricht nicht nur der politische Philosoph Roger Scruton, der, was für einen analytischen Philosophen untypisch ist, Husserl über die Lebenswelt und Heidegger über die Heimat studiert hat, es spricht auch der Ästhetiker und Schriftsteller Scruton, der Jurist Scruton und der Farmer Scruton, der lebt, was er predigt, und auf seinem Bauernhof in Wiltshire Pferde und Hühner hält, seine Familie bekocht und Hecken und Bäume pflanzt. „This book is me“, sagt er beim Dinner am High Table in einem Oxforde College. Recht hat er, und wie wohltuend liest es sich nach all dem politischen Gerede, das uns nirgendwo hinführt, „getting nowhere“ – „be getting somewhere“.

Angelika Krebs (Basel)
angelika.krebs@unibas.ch